Zeitschrift: Berner Rundschau: Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik

und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 2 (1907-1908)

Heft: 7

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Umschau

Die Schönheit der Bergbahnen. Mit welch unverständigen Argumenten oft gegen die Bergbahnen gekämpft wird, ist bekannt. Darum ist vielleicht der Hinweis nüglich, in wie hohem Grade Bergbahnen ästhetisch wirken können. Ich sage nicht muffen, sondern können. Kunstbauten einer solchen Bahn, Biadutte und Brüden besonders. erhöhen zuweilen den Eindruck landschaft= licher Schönheit bedeutend. Ein fühn ge= schwungener Stein= oder Metallbogen z. B. sett die wilde Romantik einer Schlucht oft erst ins rechte Licht. Die Bahnwagen selbst in der ihnen eigentümlichen Bauart. meist in lebhaften Farben gehalten, haben ihren unbestreitbaren Reiz. Ja, selbst die unregelmäßigen, gewundenen Linien des Tracé fonnen den Eindruck des Schonen, zumal bei Steigungen, erweden.

Für viele Leute ift es ein Dogma, daß Bergbahnen immer häklich und frevelhaft sein muffen. Sie verwechseln dabei ge= wöhnlich die Bauperiode mit ihren Bohrungen und ihrem Lärm, ihrem Schutt und Schmut mit der fertigen Bahn, die mindestens die Sälfte der anfänglichen Berhäflichung der Landschaft durch Weg= räumen des Baumaterials, Anpflanzung von Tannen und Rasen usw. wieder gut macht. Ich kenne eine Bergbahn, die in die Spalten der sie einschließenden Mauern allerlei hängende Bflanzen säen ließ. Die Linie ist nun zu einem wahren Blumengarten geworden, der in Weiß. Rosa, Blau, Violett schimmert und den Reisenden die größte Freude macht.

Alles kommt drauf an, daß bei der Wahl des Tracés und der Bahnanlage die Ingenieure mit Umsicht und Takt verfahren: daß sie für die Erhaltung landschaftlicher Schönheit ein feines Gestühl haben; daß sie unvermeidliche Schädisgungen des ästhetischen Eindrucks durch

Schaffung neuer Reize wieder auszus gleichen suchen.

Merkwürdig, daß 3. B. der Bau einer Landstraße, der genau soviel Störungen und Schädigungen verursacht, als der einer Bahn, heute allgemein als etwas Selbst= verständliches hingenommen wird. schmucker Postwagen scheint uns in den landschaftlichen Eindruck sehr wohl zu passen. Dabei bedenken wir gar nicht, daß er bei seinem ersten Auftauchen genau so verlekend gewirkt haben muß, als heute die Bahn. Erst wenn sich ein Transport= mittel oder ein Transportweg überlebt hat und als altmodisch erscheinen kann, wird er nach den Begriffen landschaftlicher Afthetik hoffähig. Eben darum werden die heutigen Bahnen im Tal und auf den Höhen bei der Entwicklung des Automobil= wesens und der Luftballontechnik in ein paar Jahrzehnten als etwas ungemein Spießbürgerliches erscheinen. Man wird lächeln über die großen Kasten, die sich lärmend und mühsam auf dem vorgeschrie= benen Schienenwege emporminden. Schon hat diese Entwicklung für den Dampfbetrieb begonnen, denn die ewig pfeifenden Nebenbahnen mit ihren schnaubenden Lokomo= tivchen, dem vielen Rangieren, den langen Aufenthalten sind heute schon poetisch. Der jüngeren Elektrizität, wenn sie ein= mal ins Mannesalter eingetreten ist, wird es nicht anders gehn. Zwar werden die Pfeiler und Drähte in ihren langweilig regelmäßigen Abständen stets als häßlich empfunden werden. Aber die Landstraßen sind auch mit ihnen behaftet und überdies scheinen ihre Tage gezählt. Je mehr sie überhandnehmen, desto eher rückt die Zeit heran, da (schon um der wachsenden Ge= fahr willen) nur unterirdische Leitungen gestattet sein werden.

Für die Poesie der Gisentechnif und

die Afthetik der Bergbahnen sind wir noch nicht reif und die wütende Polemik ihrer Gegner wird uns schwerlich dazu erziehen. Mißgriffe und Brutalitäten, die vorges gekommen sind und noch vorkommen, sollen uns an der Erkenntnis nicht hindern, daß es nicht an den Bergbahnen liegt, wenn wir ihnen keine ästhetischen Reize abgeswinnen können, sondern an unserem noch völlig unentwickelten Sinn für eine neue Art der Poesie.

E. P.-L.

Bom Prophezeien im historischen Drama. Einmal angenommen, unser Fest= spiel könne sich noch zu einem Drama ent= wideln und nicht nur lose, für das Auge mehr als für das Ohr berechnete Szenen bieten, so wird es auf eine sonderlich in letter Zeit üppig wuchernde Unart verzichten müssen: ich meine das Prophe= geien. Die vaticinatio post eventum, das Weissagen des schon Eingetroffenen, war im Altertum ichon im Schwunge und die fritisch gerichteten alttestamentlichen For= scher behaupten, es spuke auch in der Bibel bei den oft fälschlich so genannten Propheten nicht selten. Das ist noch kein Grund, es in unserem modernen Festspiel einzubürgern. Anfangs verfuhr man da= bei noch diskret. Ein verwundeter Krieger, ber mit prophetischem Blid in die Zufunft schaut und den tapfer ausharrenden Seinen Beil verkündet, ist gewiß eine sympathische Figur. Aber bei solchen Allgemeinheiten haben unsere Festspieldichter es meist nicht bewenden laffen. Der sterbende Greis, dessen Prototyp natürlich Schillers Atting= hausen ist, muß mit brechender Stimme ganz unglaubliche Dinge verkünden. Er fieht nicht nur den ftarten Bund und die geeinten Kantone, er sieht auch das einige Heer und das eine Recht voraus. Bis zur Altersversicherung und dem Schutzoll= tarif fehlt nicht mehr viel. Es hat etwas ungemein Kindliches und mag vielleicht auch dem einfachen Manne aus dem Bolke gefallen, daß man einem Greis aus dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert die Errungenschaften der letten Jahrzehnte schweizerischer Politik als Weissagungen in den Mund legt. Bequemer fann man

sich es schwerlich machen und eine sonderlich dramatische Wirkung erzielt dieses Prophetentum auf den modernen Zuschauer schwerlich. Man treibe also keinen Mißbrauch mit sterbenden Greisen; das um so weniger als das Sterben außer dem, der wirklich daran glauben muß, meist nur dem Berussschauspieler gelingt, während der Dilettant in der Regel Wirkungen mit einem fahlen, komischen Beigeschmack erzielt, die das Weissagen vollends problematisch machen.

Da wir doch gerade beim Festspiel sind, möchten wir noch in anderer Sache um Gnade bitten. Man fange sie doch nicht mit Erschaffung der Welt an! Es genügt völlig, wenn man mit der Römerzeit ein= sett. Und da die armen Römer auf der Bühne und auf den Schreibtischen junger Autoren schon lange zu Tode gehetzt sind, schadet es auch nichts, wenn man zwölf oder fünfzehn Sätula später anfängt. Fest= spiele aus prähistorischer Zeit aber sollten strafrechtlich verfolgt werden. Diese braven, mit Kindern meist unglaublich gesegneten Pfahlbauern, die in Tritots mit Bärenfellen umberlaufen, Pfeile hinter die Szene schießen, mit erbeuteten Ebern und Auer= ochsen heimkehren und dabei eine mertwürdig poetisch Inrisch=weiche Sprache führen, sind ganz unausstehliche Geschöpfe, denen wir in Museen, Bilderbüchern und zoologischen Gärten hundertmal lieber begegnen, als auf der Bühne. Mit den sterbenden Prophetengreisen mögen sie ein für allemal abfahren und wenigstens das Reich der dramatischen Kunst von ihrer Gegenwart endgültig befreien.

B. P.-L.

3ürcher Stadttheater. Aus dem Stadtstheater, wo das Stüd zuerst seine Aufsührung erlebt hatte, ist die von Rud. Presber für die deutsche Bühne bearbeitete Komödie des Dänen Gustav Esman "Bater und Sohn" ins Pfauentheater übergesiedelt. Erst auf dieser niedlichen Filialbühne unseres Stadttheaters war es uns möglich, das Stüd zn sehen; doch glauben wir nicht, daß ihm die Transplantation in den kleinen Raum irgend etwas geschadet hat. Die Komödie wird

semußt hatte, kann u. a. hier einsehen, welch trefslicher Darsteller ernster Rollen unser prächtiger Romiker Bruno Wünschmann ist. Er gestaltet den "Bater", den Großhändler Holm, mit einer Innerlichkeit der Charakteristik, die diese Rolle gar nirgends ins Komische verfallen läßt und ihr doch die Atmosphäre warmer Iovialität vollständig wahrt. Den "Sohn" gibt Herr Nowotny lebendig und im ganzen durchaus glaubhaft.

Das Motiv ist hübsch erdacht. Im ersten Aft erzieht der Bater seinen Sohn zu einem vernünftigen, tüchtigen Leben, im zweiten und dritten Aft vollzieht der Sohn diese Aufgabe am Bater. Der Bater reift den Sohn von einem schlimmen "Berhält= nis" los, indem er ihm die Augen über den wahren Charakter des hübschen Dämchens öffnet, schickt ihn dann in die weite Welt und bringt ihn so auf den rechten Weg. Bei seiner Rückfehr als reicher überseer und glücklicher ehelicher Besitzer einer rei= zenden Amerikanerin (die Frl. Herterich entsprechend spielt), findet der Sohn den Bater in wenig normalen Berhältniffen. Witwer geworden, hat der Großhändler einen Serzensbund mit einer trefflichen Frau eingegangen, ohne aber zu wagen, diesen Bund legal zu machen, was ihn in schwächliche Abhängigkeit von seiner ver= heirateten Tochter und ihrem sauberen Gatten bringt, eine Abhängigkeit, die von dem Paar finanziell aufs gemeinste aus= gebeutet wird. In diese faulen Berhält= nisse gundet nun der Sohn im Bund mit seiner natürlich klugen und amerikanisch tatkräftigen Frau hinein, und das Resul= tat ist, daß der Papa seine geliebte Frau Lund heiraten darf und die schlimme Toch= ter samt Schwiegersohn den Abschied er= hält.

Nicht ohne Künstlichkeit ist das Thema durchgeführt, und die Wiederholung analoger Situationen (mit vertauschten Rollen selbstverständlich) im Verkehr von Vater und Sohn wirkt zum Teil recht konstruiert. Aber es geht ein liebenswürdiger Zug durch das Stück, und die zwei Hauptszenen im ersten und dritten Aft, wo der Bater den Sohn und der Sohn den Bater zurechtrückt, sind lebendig durchgeführt. Bei allem Ernst umspielt ein angenehmes Lustspielsächeln das Ganze, das den Hörer in eine behagliche Stimmung versetzt und ihm das Stück sympathisch macht. Wegen dieser guten Elemente der Komödie mag man mit deren Schwächen nicht zu streng ins Gericht gehen. Man spürt doch hinter der Arbeit einen nicht gewöhnlichen Geist und eine anerkennenswert seine Hand.

H. T.

- Oper. Die Aufführungen von lokalen Novitäten dauern immer noch fort; glücklicherweise brachte die lette nun end= lich einmal einen vollen Erfolg. Eine uns hier gehn Jahre nach der Première gebotene französische Operette ließ das Publikum beinahe zum ersten Male in diesem Winter recht warm werden. Die "kleinen Michus" André Messagers haben diese Wandlung bewirkt. Das Werk war besonders für Hörer, denen die Musik der "Lustigen Witme" vorläufig noch zu grob ist, eine wahre Erlösung. Erfindung und Form der "kleinen Michus" sind so fein, daß man ruhig von einer komischen Oper sprechen könnte, allerdings von einer tomischen Oper alten Stils oder einer Opera buffa; denn mit der modernen komischen Oper, die nicht mehr ein heiteres Spiel, sondern (wie ihr Prototyp "Carmen") ein ergreifendes Drama sein soll, hat Mes= sagers lustiges Werk nichts zu tun. Aber wer den Sinn für ein fröhliches, unterhaltendes Stück, das nichts weiter sein will als dies, nicht verloren hat, der mußte an den "Michus" Gefallen finden. Er fand da alles vereinigt, was ihm auf feine Art einen vergnügten Abend be= reiten konnte: eine spannende, abwechs= lungsreiche Handlung, mit der raffinierten Technik aufgebaut, über die nur französische Autoren verfügen, eine melodiose. sich leicht einschmeichelnde, immer graziose Musit, eine distrete und originelle Instrumentation. Alles wird mit parise= rischer, spielender Leichtigkeit vorgeführt: jeder Att, jede Szene hat gerade die richtige Länge und wenn die Handlung ein=

mal an den Stumpffinn streift oder die Musik an die Banalität, so streifen sie nur, überschreiten aber nie die Grenze. Die Musik, ausgelassen und rührend in reizender Abwechslung, beides gleich vortrefflich, ist die ideale Operettenmusit; so weit neu, daß sie den pikanten Reiz des Modernen hat und doch nicht so cho= kant ungewohnt, daß sie den ruhigen Genuß stört. Es ist übrigens eine durch= aus ernste Romposition, die mit der parodistischen Operette und deren genialem Gründer Offenbach nichts mehr zu tun hat: Theaterpublikum und Oper sind heut= zutage wohl auch viel zu seriös geworden, als daß man die Lieblingsopern der Ge= genwart noch so harmlos und fröhlich parodieren könnte wie vor vierzig Jahren. Die Aufführung hier war trefflich ein= studiert und bis auf die augenblick= lich nicht zu ändernden Defekte in den Frauenstimmen, die auf die leidige An= fängerinnennot zurückzuführen sind, wohl= gelungen. Bloß das Orchester zeigte in betrübender Weise, daß es wie allzu viele moderne deutsche Kollegen beinahe außer= stande ist, französische Musik leicht, pikant und lebendig zu spielen; es war, als wenn der Beruf des Komponisten (Messager ist wie der Held der "Mamsell Nitouche" im Sauptamte Organist in Paris) der biesigen Aufführung etwas von seiner Feier= lichkeit und Würde gegeben hätte.

Ein weiteres Ereignis im hiesigen Opernleben war das Gastspiel von Frau Théa Dorré als "Carmen". Es bereitete eine gewisse Enttäuschung. Die Schuld lag nur jum geringsten Teil an der Rünft= lerin selbst. Aber nachdem die Spanierin Gan mehrmals hier die Carmen mit ihrem wilden Temperament gesungen und ge= spielt, zeigte sich unser Publikum für die feinere, immer innerhalb der Grenzen der Kunft bleibende Darstellung von Frau Dorré nicht mehr recht empfänglich. Es vermißte die ungestüme, elementare Leidenschaft von Frau Gan und blieb ziem= lich fühl, tropdem das fein ausgearbeitete, an neuen, geschmadvollen Einzelzügen reiche Spiel und der prächtige Gesang des Gastes mit Bizets Musik mehr im Einklang standen als die realistische Art der Spanierin, die wohl in einem modernen Drama, kaum aber in der Oper an ihrem Plat ist. Aber das ist nun einmal die Folge des groben Realismus, daß, wo er siegt, zunächst die mit diskreteren Mit= teln arbeitende Kunst entweichen muß. Es kam allerdings noch hinzu, daß Frau Dorré, soviel wir wissen, eine geborene Amerikanerin, ihre Rolle nicht in dem fräftigen Französisch des Originals, son= bern in der italienischen übersetzung sang, die etwas besser sein mag als die deutsche. aber immerhin eben doch nur eine über= sekung ist. Die Theaterleitung hatte, wie üblich, vorher nicht mitteilen lassen, in welcher Sprache der Gast singe. Die finan= ziellen Gründe, die sie dabei leiteten, sind leicht verständlich; eine ärgerliche und störende Enttäuschung bleibt es aber doch. wenn die ersten Worte des Gastes in einer Sprache erklingen, die weder Original ist, noch so allgemein verstanden wird wie das Französische.

Berner Stadttheater. Regie ift eine der dringendsten, beinahe selbstverständ= lichen Forderungen der modernen Bühnen= funst. Das Verständnis für ihre Vorzüge ist allgemein heute vielleicht größer als für die Vorzüge der eigentlichen Dar= stellungskunst. Und doch ist die Kritik immer gerne bereit, hübschen Taten eines Regisseurs besondere Anerkennung ent= gegenzubringen; neben dem rein fünst= Ierischen Vorzug bedeuten sie eine tröstliche Bersicherung, daß ein eifriger, verständiger über den Aufführungen dieses Geist Theaters wacht. Ein gebildeter Schau= spieler, von dessen Sachkenntnis am Ende auch einiger Einfluß auf die Wahl der Stude erhofft werden darf; diese Soffnung sei aufrecht erhalten, tropdem das all= gemeine Verlangen nach der Pflege des modernen Dramas mit einer Neuein= studierung von — Sudermanns "Glück im Winkel" beantwortet wurde. Soffent= lich vorläufig. Die Aufführung war sehr gut. Die Regie Pötters verdient also ihr besonderes Lob. Denn die Schau= spielregie zeigt diesen Winter einen recht deutlichen Fortschritt gegenüber dem letten Jahr, wo man sich oft mit dem Aller= notwendigsten zufrieden gab. Seute beißt das Allernotwendigste: lebendiges Zu= sammenspiel, und darüber hinaus sieht man manchen guten Einfall verwirklicht. Eine Spezialität, die man etwa mit frühern Reinhardtschen Regieversuchen in entfernten Zusammenhang bringen möchte, war die Schneeballschlacht der Soldaten= buben in Wallensteins Winterlager. So nebenbei. Daran konnte man sich, weil auch die Darstellung im übrigen frisch und lebendig war, mit Recht ergößen. Wenn aber das einbildungskräftige, mitschaffende Berständnis für des Dichters Worte und die Lust zu fernern Nuancen weiter ging, lo daß auf die Worte des Wachtmeisters: Bum Exempel, da had' mir einer Bon den fünf Fingern, die ich hab'. Sier an der Rechten den Kleinen ab. ein naiver Refrut mit einem Meffer her= beisprang, um dieser vermeintlichen Aufforderung Folge zu leisten, so erinnerte das schlimmerweise an die Komikerscherze, die die Operntexte erleiden müssen. Dafür hätte sonst Herr Grundmann in der Rapuzinerrede schon genügend gesorgt. Diese Szene hat leider ihre natürliche Unbefangenheit eingebüßt, solange sie der komischen Figur übertragen wird.

Der Aufführung des "Lagers" folgten die Piccolomini — zur Geburtstagsseier des Dichters. Viel junges Volk war gestommen, seinen Schiller zu ehren und zu genießen; Max Piccolomini, dem Herr Proetz einen wirkungsvollen Augenausschlag und viel innere Wärme und startes Gefühl lieh, wurde begeistert applaudiert. Einige andere Schauspieler erstaunten durch ihre schöne — vielleicht wieder erslangte — Fähigkeit Verse zu sprechen. Leider blieb die Darstellung der "Piccolomini" nicht auf der Höhe des fröhlichen Borspiels.

Bajler Musitleben. Außerst wohls gelungen verlief der erste Kammermusiks abend vom 22. Oktober, an dem sich mit den bewährten Mitgliedern des Basler Streichquartettes, den Herren Konzert= meister Rötscher, Wittwer, Schäffer und Treichler zum Vortrage des wunder= bar tiefen Klarinettenquintettes von Brahms (H-moll, op. 115) herr Kapell= meister Wegel verband; es gab dies ein Ensemble, von dem es nicht wunder nimmt. daß es der sinnenden Schönheit des Werkes in vollem Mage gerecht wurde. Un dem Vortrag der zweiten Programmnummer des Abends, dem ganz anders gearteten, in strahlender, oft übermütiger Seiterkeit prangenden und doch die Linien reiner fünstlerischer Schönheit überall wahrenden Oftett von Schubert (F-dur, op. 166) beteiligten sich außer den genannten noch die Herren Rocan (Kontrabaß), Krumb= holz (Fagott) und Leimeister (Horn) und taten ihr Bestes, um auch diesem Werk zu einem glänzenden Siege zu ver= helfen.

Das zweite Abonnementskonzert war bis auf die Schlugnummer der Runst vergangener Tage gewidmet. Er= öffnet mit der von Gemütswärme und poesiereicher Innerlichkeit erfüllten Es-dur Symphonie ("Schwanengesang") Mozart, brachte der Abend an Dr= chestervorträgen noch eine ganz reizende, mit altfranzösischer Galanterie daher= tänzelnde Ballett-Suite von Rameau, von der es dem Referenten unbegreiflich war, daß sie, anstatt Stürme des Beifalls zu entfesseln, vom Publikum nur fühler Höflichteit aufgenommen ward, sowie den in dämonischer Lustigkeit schillernden Mephistowalzer von Liszt, mit dessen schwungvoller Wiedergabe das Orchester eine dankbare Aufgabe löste.

Dem Solisten, Herrn Pablo Casals aus Paris, durften alle lebenden Künstler des Violoncellos neidlos die Palme reichen. Wer es, wie er, versteht, das zwar an einzelnen Schönheiten reiche, als Ganzes aber unleugdar nicht zu den Meisterwerken rechnende Konzert von Schumann (A-moll, op. 129) so vorzutragen, daß die Zuhörer bis zum letzten Tone mit regem Interesse bei der Sache bleiben, kann eminent viel, und es ist überstüssig, noch besondere Lob-

lieder über den — übrigens einem wundervollen Instrumente entlockten — warmen und gesättigten Ton, über die virtuose Finger= und Bogentechnik und über den von tieser Empfindung beseelten Bortrag des Künstlers anzustimmen, Eigenschaften, die zu noch dankbarerer Wirkung kamen, als Herr Casals zu Herrn Joseph Schlageters trefslicher, an bescheidener, ganz besonders anerkennenswerter Diskretion das Möglichste leistender Klaviersbegleitung eine Sonate von Locatellispielte, deren Vortrag schlechthin vollendet zu nennen war.

Am Abend des 6. November gab Herr Robert Wng einen Liederabend, an dem er Lieder von Schubert, Brahms und Suber sang. Seinem flangvollen und warmblütigen Bariton liegen moderne Kompositionen voll leidenschaftlicher Bewegung am besten: hier sind starke Tempo= und dynamische Nuancierungen vollständig am Plat: war dergleichen hingegen im Übermaß auf den Bortrag von Liedern verschwendet, die gerade durch ihre frische Naivität und harmlose Schlicht= heit wirken, zeigt zum mindesten, daß sein fünstlerischer Geschmad noch nicht gang geläutert ist, mag sich vielleicht die ge= schilderte Vortragsweise auch durch berühmte Vorbilder empfehlen. Einige Fehler in der Aussprache, vor allem ein oft zu weiches "englisches" w und ein offenes e an Stelle des geschlossenen, wird der strebsame Künstler ebenso mühelos vermeiden lernen wie das zuweilen sich noch einstellende laute Atemholen. Jeden= falls mar indeffen der Beifall, der herrn Wnß für den zweiten Teil seiner Vorträge (einen Teil der Brahms= und die Suber= Lieder) lohnte, wohlverdient, wobei wir übrigens nicht vergessen wollen, auch Berrn Schlageter für seine kunstreiche Klavierbegleitung ein Extra-Kränzlein zu winden. Glückauf!

Bu einer interessanten musikalischen Beranstaltung hatten die HH. hug & Cie. auf den 23. Oktober in den neuen Konzertssaal eingeladen: auf dem Podium stand der Reproduktionsapparat "Mignon", der

die neuste Vervollkommnung der Alaviersautomaten darstellt und in wahrhaft vollendeter Weise die in ihn vorher hineingespielten Tonstücke wiedergibt, ohne daß es einer weitern menschlichen Tätigkeit als des Aufziehens bedarf, ein beinahe unheimlich wirkender Triumph der Technik!

Berner Musitleben. - Bortrags= abend Aubry. Am 31. Oftober veranstaltete herr G. Jean Aubry aus Havre einen Bortragsabend über Paul Berlaine, seine Poesie und seine in Mu= sit gesetzten Lieder, von denen ein Teil von der in Paris lebenden Schweizer Sängerin Frl. Selene M. Luquiens vorgetragen wurden; die Begleitung zu den Liedern führte Frl. Selene Gobat am Flügel aus. — Für Freunde der Musik und Poesie, welche nicht auf alt= hergebrachtem Geleise festgefahren sind, waren die Ausführungen und kritischen Betrachtungen des Herrn Aubry von hohem Interesse. Die Dichtungen Paul Verlaines find voll von überaus zarten Farben= tönen; er ist der Sänger sanfter Melan= cholie, seine Naturbeschreibungen erinnern an die feinen, garten Stimmungsbilber der Schotten, denen man in den letten Jahren in den Kunstsälen begegnete. Die Zartheit der Lieder brachte Frl. Luguiens trog starker Indisposition zu gutem Ausdruck, wobei sie von Frl. Gobat mit Ber= ständnis und in diskreter Weise begleitet E. A. J. murde.

Jürcher Musitleben. Wer da gehofft hatte, nach dem Sturm und Drang des Saisonbeginns nunmehr ein klein wenig verschnausen zu können, sah sich leider in seinen Hoffnungen arg betrogen: während wir für die vorletzte vierzehntägige Periode neun Konzerte konstatieren konnten, sind es für diese letzte zwölf geworden. Ansesichts dieser überfülle künstlerischer Genüsse, die zum überwiegenden Teil in Form von Solistenkonzerten serviert werden, ist es nur eines, das den Mut des zu rastsloser Aufnahme verurteilten Hörers aussmacht: der tröstliche Gedanke, daß er wenigs

stens nicht verpflichtet ist, die regelmäßigen Defizite aus seiner Tasche zu bestreiten.

Zunächst ein paar Worte über das zweite Abonnementskonzert vom 22. Ok= tober, das sich in seinen Orchesterwerken in durchaus modernen Bahnen bewegte. Den Anfang machte Max Regers Sere= nade für Orchefter op. 95. Wer es noch nicht glaubte, mußte es hier einsehen lernen, daß Reger - so sehr man sich auch angesichts der unberechenbaren Kraftnatur des Kom= ponisten auf gelegentliche weniger erfreuliche überraschungen gefaßt machen muß nicht nur der unbestrittene Meister der Technik, sondern auch ein Tondichter ist, der aus einem überaus reich fließenden Quell origineller Erfindung ichopft. Es fann gewiß nicht geleugnet werden, daß sich auch hier noch der für Reger so charat= teristische Zug zur kunstvollen, die große Linie oft überwuchernden Detailarbeit be= mertbar macht, indessen muß man doch an der — namentlich im Bergleich mit der im vorigen Winter aufgeführten Sym= phonietta — gesunden und natürlichen Arbeit aufrichtige Freude haben. Die weiteren Orchestervorträge waren Sugo Wolf gewidmet. Von den beiden Werken, Italienische Serenade für kleines Orchester und "Penthesilea", symphonische Dichtung für großes Orchester, möchte ich, trot seiner weit größeren Anspruchslosigkeit, dem ersteren den Vorzug geben. Es lebt in dieser Serenade die ganze Feinsinnigkeit und Intimität Wolfscher Kunft, während wir bei der mit großen Mitteln und Kon= trastwirfungen arbeitenden Penthesilea den Eindruck nicht zu unterdrücken vermögen, daß der Komponist, deffen Stärte so ausgesprochen in der Kleinkunst des Liedes beruht, hier die Domane seiner spezifischen Begabung überschritten hat. — Die ausgezeichnete Solistin des Abends, Frau Anna Stront = Rappel aus Barmen (Sopran) trug die Arie "Wie lieblich klingt es in den Ohren" aus Bachs Kantate "Ich freue mich in dir", sowie fünf Lieder von Schubert (Su= leikas II. Gesang), Hugo Wolf ("Ach des Knaben Augen", "Wenn du zu den

Blumen gehst" a. d. span. Liederbuch) und Richard Strauß ("Freundliche Bifion" von Bierbaum und "Ständchen" von A. F. v Schad) vor und erntete mit ihrer vorzüglichen, aufs feinste ausgearbeiteten Wiedergabe reichen und verdienten Beifall. Das dritte Abonnementskonzert vom 5. November — um es gleich im Anschluß zu erledigen — brachte als Hauptnummer Lisats .. Dante=Symphonie". Bon den bei= den Sätzen — Inferno und Purgatorio verdient entschieden der erste den Vorzug. Der alte Sat, daß es in der Hölle weit interessanter sei, als im himmel - und der Dantesche Berg der Läuterung gehört ja im Prinzip entschieden zu letzterem macht sich auch in Lists Musik recht fühl= bar. Gewiß birgt auch der zweite Sat, namentlich in seiner Fuge viel reizvolles, aber als Ganzes vermag er in seiner matten Farblosigkeit nicht an die kraftvolle Dra= matik des "Inferno", die in dem gart= schmerzlichen Mittelsatz über die Worte Paolos und Francesca da Riminis

"Kein größres Leiden gibt's, Als zu gedenken in der Schmerzen Qualen An seligere Zeit"

einen so ergreisenden Kontrast findet, heranzureichen. Im serneren brachte das Programm "Tod und Verklärung" und zwei Gesänge mit Orchester "Hymnus" (Schiller) und "Pilgers Morgenlied" (Goethe) von Richard Strauß, sowie Wagners Tannhäuser-Ouvertüre und Monolog des Hans Sachs "Wahn, überall Wahn" aus den Meistersingern von Nürnberg, derebensso wie die Straußschen Gesänge in dem immer noch unverändert rüstigen Meister der Sangeskunst Carl Scheidemantel einen hervorragenden Interpreten sand.

Von den Solistenkonzerten nur die folgenden: Interessant und befriedigend verlief der Klavierabend der jugendlichen Zürcher Pianistin Emma Stern, die in Bachs chromatischer Phantasie und Fuge, Beethovens D-dur Sonate op. 10, Brahms F-moll Sonate op. 5 und dem Schubert-Tausigschen Militärmarsch Proben eines hochentwickelten Könnens und Verstehens ablegte. Einen schönen

Genuß bot dann am 3. November auch das Konzert des Häusermannschen Privathors in der Augustinerkirche. Neben drei vier= und achtstimmigen Mo= tetten von Brahms und drei wunder= vollen Gradualen Anton Brudners (Christus factus est pro nobis, Locus iste, und lo justi) konzentrierte sich die Aufmerksamkeit vor allem auf das Requiem für achtstimmigen a-capella = Chor von Sigmund v. Hausegger, das hier seine Uraufführung erlebte. Wir lernten in dem Requiem, das eine wundervolle Dichtung Fr. Sebbels benutt, ein tief em= pfundenes und ungemein kunstvolles Werk kennen, für dessen mustergültige Aufführung wir dem Chor vollen Dant schulden. In drei Sologefängen für Bariton und Orgel op. 11 von Othmar Schick, die Herr Paul Böpple trefflich vortrug, lernten wir originelle Schöpfungen eines äußerst be= gabten jungen Schweizer Komponisten kennen. Der 7. und 8. November endlich brachten Konzerte des "Professeur Kneisel, célèbre Violiniste" und des Herrn Dr. Alfred Haßler aus Berlin. Während der erste uns in jeder Hinsicht stark ent= täuschte, um nicht zu sagen durch die Un= geniertheit, mit der er die edelsten Er= zeugnisse der Tonkunst den Zwecken seiner ganz äußerlichen Virtuosität dienstbar machte, emporte, entzüdte uns ber Liedersänger Dr. Hafter vom ersten bis zum letzten Ton durch den seltenen Wohl= flang seiner meisterhaft gebildeten Stimme nicht minder, wie durch einen geradezu mundervollen tief durchgeistigten Vortrag. W.H.

Narau. Etwas früher als andere Jahre hat hier die Konzertsaison angesangen. Als erste Beranstaltung nennen wir das Konzert, das hiesige Musikfreunde am Abend des 31. August in der Stadtkirche gaben zugunsten unbemittelter kranker Kinder im Kantonsspital. Der Besuch war ein sehr guter und ebenso schön und erfreulich der künstlerische Wert der Darbietungen.

Die eigentliche Konzertsaison begann aber erst mit dem Montag den 7. Oktober abends von den Herren Rudolf Jung (Bariton) aus Basel, Frith Hirt (Violine) aus Luzern und Frith Niggli (Klavier) aus Zürich im kleinen Saale des Saals baues veranstalteten Konzert. Herr Hirt ist troch seiner Jugend schon ein reiser Künstler, der auf seinen Gastspielen in Deutschland und in den größern Schweizersstädten bereits große Erfolge errang. Her Jung hat sich in kurzer Zeit als Lieders und Oratoriensänger schon einen Namen gemacht. Herr Niggli beteiligte sich nicht solistisch; daß er aber die Begleitung sämtslicher Nummern seiner Partner mit der bekannten Meisterschaft exekutierte, braucht nicht besonders erwähnt zu werden.

Am 19. Oftober abends, ebenfalls im fleinen Saal des Saalbaues folgte dann das Konzert von Frl. Sophie Stähelin aus Aarau und Herrn Emil Fren (Klavier) aus Baden. Frl. Stähli verfügt über einen nicht sehr umfangreichen, aber gut ge= schulten, weichen, vollen Alt, eine vortreff= liche Aussprache und viel Temperament. Mit diesen Befähigungen brachte sie Lieder von Strauß, Brahms, Alf. Hottinger und Otto Urbach zu prächtigem Vortrage. Herr Fren gab sich als vollendeter Virtuose. Die 32 Variationen für Klavier von Beethoven, je eine Gavotte von Gluck und Brahms. der Totentanz von Saint-Saëns, "Feuer= zauber" und "Wallfürenritt" von Wagner und seine eigene Sonate für Rlavier in E-moll gaben ihm reichlich Gelegenheit. seine Kunst nach eben der virtuosen Seite zu zeigen.

Für den kommenden Winter hat sich auch die Literarische und Lesegesellschaft ein reiches Programm zurecht gelegt. Um dessen Aussührung werden sich Persönslichkeiten von literarischem Ruf verdient machen. Die bekannte Romanschriftstellerin Klara Biedig, der Verfasser von "Familie Landorfer", der köstlichen berndeutschen Novellensammlung, Dr. Rudolf v. Tavel und F. O. Schmid, der Herausgeber der "Berner Rundschau", werden aus eigenen Dichtungen vorlesen. Prof. Dr. Saitschift hält einen Vortrag über "Richard Wagner als Mensch und Erzieher", Prof. Dr.

Truan einen solchen in französischer Sprache über die beiden Waadtländer Dichter Olivier und Rambert. Charlot Straßer (Berlin) wird Sachen von Spitteler, J.B. Widmann und auch Eigenes rezitieren.

Am 7. November hat bereits der erste der Vorträge stattgefunden. Dr. Rudolf von Tavel las einen Teil seines neuesten Werkes "Der Schtärn vo Buebebärg" vor. Gerade der Berner Dialekt ist infolge seiner vielfachen Gestaltung und seiner mannigfaltigen Ausdrücke nicht überall leicht verständlich, so daß berndeutsche Dich= tungen nicht zu einer besondern Lieblings= lektüre zu zählen sein werden. Deshalb war es ein äußerst guter Gedanke, Tavel sein gemütvolles Werk vorlesen zu lassen. Die Wirkung blieb nicht aus, der Vor= tragende hatte einen vollen Erfolg, der ihm und seinen Werken neue zahlreiche Freunde zuführen wird. Tavel wählte nicht die ernsten Seiten aus seiner Dich= tung, sondern herzerquidende Szenen voll heiteren Humors und farbenreichen Lebens. Um diese zu voller Wirkung zu führen, genügte des Vortragenden schlichte Art, seine Stimme entbehrte gänzlich des Pa= thos, ruhig floßen aus seinem Munde die Worte, die dadurch nur um so unmittel= barer die Gestalten und Szenen zu frischer Wirklichkeit aufleben ließen.

Das den ganzen großen Saal füllende Publikum folgte der Borlesung mit gespanntester Aufmerksamkeit. Der liebenswürdige Dichter wird in Aarau in bestem Andenken bleiben.

Es ist hier eine längst empfundene Tatsache, daß die Theatereinrichtungen im Saalbau den Anforderungen nicht mehr zu genügen imstande sind. Abhilse ist um so schwieriger, als ein Umbau nicht nur große Kosten zur Folge hätte, sondern auch des beschränkten Platzes wegen sast unmöglich ist. Man besaßte sich deshalb in Kunst- und Literaturkreisen mit der Frage eines Neubaues. Auf Samstag, den 26. Oktober war eine Versammlung einberusen worden, die der Angelegenheit eine eingehende Besprechung widmete. Ein Theaterneubau wurde allgemein als

notwendig erachtet, doch verhehlte man sich feineswegs, daß der gegenwärtige Moment zur Realisierung nicht günstig sei und zuserst die Finanzfrage allseitig erledigt werden müsse. Die Kosten eines Theaterneubaus sind auf 300,000 Fr. devisiert. Die Bausumme soll durch eine Lotterie mit Ausgabe von 600,000 Losen zu 1 Fr. aufgebracht werden, ferner ist ein Staatsbeitrag von 100,000 Fr. vorgesehen. O. H.

Lugerner Tagesfragen. Der Berr Graf Gurowski, der dem internationalen Kriegs= und Friedensmuseum 600,000 Fr. gestif= tet hat, erfreut sich bekanntlich immer noch des Besitzes der schönen Summe. Anderseits läuft im Jahre 1908 die Konzession für das jetige "Museumsgebäude" ab und die Frage des Neubaus wird je= den Tag dringender; sie wurde auch von Serrn Dr. Gobat in Bern dem Inter= nationalen Friedenskongreß in München Der Neubau, welcher der vorgelegt. Berhältnisse wegen "in Bälde" erstellt werden soll, dürfte etwa 400,000 Fr. kosten; wenn die Hälfte dieser Summe von aus= wärts aufgebracht wird, könnte das Arsenal der internationalen Friedenspropaganda por dem Ruin bewahrt werden.

Für das "in Balde" zu erstellende Museum sind also noch nicht einmal die Mittel beisammen und im nächsten Jahr muß die jekige Behausung geräumt werden! Lange Jahre war diese zum Museum verwandelte Schützenfesthalle ein ästhe= tijder Greuel für jeden, der mit offenen Augen in Luzern weilte. Die bemalten Gipsplatten werden immer verwaschener und grauer, die Schindeldächer unansehn= licher, die ganze, für das Augenblicksbedürf= nis geschaffene Konstruktion von Jahr zu Jahr ästhetisch unzulässiger. Nun kommt endlich der Moment, wo dieses Denkmal des Friedens vom Bahnhofplat verschwinden muß. Man könnte sich nun fragen, ob das verwaschene Gipsgestell doch noch weiter die Luzerner Bucht verzieren soll und ob die Berträge gestredt werden bis "in Balbe" der Neubau fertig ist. Fragen könnte man sich auch, ob denn das Projekt für 400,000 Fr. schon fertig vorliegt oder ob

ein Wettbewerb in Aussicht genommen wird... Quibus auxiliis, cur, quomodo, quando? Die alltäglich öffentlich Meinen= ben haben an anderes zu benken und der Stadtrat lenkt quand même.

Ein paar Schritte vom heutigen Friedensarsenal steht als weitere Dase im Bahnhofplat das Aufnahmegebäude der S. B. B. Eine Riesenkuppel erdrückt den niedern Unterbau; die ganze Architektur eine Dissonanz. Bis heute viel= leicht nicht so augenfällig wie gegenwärtig, wo die Schwesterkunst Plastik sich mit bem Bau "einen" sollte. Wenigstens habe ich immer geglaubt, der Figurenschmud muffe mit einer Architektur verwachsen. mit ihr organisch werden, wenn er sich Berechtigung erringen will. Es ist wohl für die heutige Lage der Bildhauer charakteristisch, wenn selbst eine Konkurrenz wie die für diesen Bahnhofschmuck recht reichlich beschickt wird. Auftrag ist Auftrag! man dente nur baran, daß ein Künstler von der hohen Bedeutung Hugo Siegwarts es auch nicht ausschlug, am Luzerner Palacehotel zwei Giganten her= auszumeißeln — die ein Glasdächlein Man möchte da wirklich mit Karl Scheffler oder Strzngowski auf die ästhetischen und wirtschaftlichen Möglich= keiten des Kunstgewerbes hinweisen . . .

über den fünstlerischen Wert der Bahn= hof-Figuren sind nicht viele Worte zu ver= lieren, wenn man die Berechtigung ihrer Aufstellung überhaupt negiert. Serr R. Kikling hat aus dem Mittelstück einen Genius gemacht, der zwischen zwei Arbeits= riesen auf rollendem Rade dahersauft. Für die Glashinterwand der Kuppel ist die Gruppe zu wenig massig geschlossen, zu wenig monumental; die drapierten Räder machen einen ebenso peinlichen Eindrud wie die Arbeiter, die in der nachsten Setunde vom Flügelichlag des eigenartigen Behikels heruntergefegt werden. Mittelgruppe aus Kupfer sind auf den Pylonen Savonnierefiguren beigesellt. allegorische Damen mit Putten, die vielleicht modern aussehen würden, wenn nicht neben den primitiv herausgehauenen Ge=

sichtern und Silhouetten allerlei Details mit peinlicher Genauigkeit wiedergegeben wären. Der dekorativen Linie auf einem Becher und der Struktur einer Melone wurde relativ mehr Aufmerksamkeit ge= widmet als den Hauptpartien. Geschlossen wirken diese Gruppen - aber nur auf Rosten eines ganz unschönen Zurücklehnens der Butti. — über die Entstehungs= geschichte dieses Bahnhofschmuckes orientiert eine Korrespondenz des "Luzerner Tag= blattes" (Nr. 185); die jezigen Figuren sind das Resultat einer vielseitigen Ent= wiklung und es darf wohl als Kuriosum registriert werden, daß vom wirklichen preisgefrönten Entwurf nichts blieb als die Hauptfigur! Da behaupte noch ein tunsthistorischer Theoretiker, jedes Runst= werk sei in seiner wesentlichen Konzeption der zeitlich einzig mögliche und wahre Ausdruck einer Künstlerindividualität!

J. C.

Im Zürcher Künstlerhaus gelangte, nur für turze Zeit (bis 10. November), der Nach= lag des St. Gallers Karl Braegger jur Ausstellung. Erst 32jährig erlag Braegger, der, einige Jahre lang Lehrer an der Zürcher Kunstgewerbeschule für das Textilfach, Nachfolger Stauffachers an der St. Galler Runftgewerbeschule geworden war, einem tüdischen Nierenleiden, in der Vollfraft seines Schaffens. Neben seiner funstgewerblichen Tätigfeit, die er in vorauglicher Weise besorgte, fand Braegger immer noch Muße (freilich geizig ausge= taufte), um selbständig fünstlerisch zu ar= beiten. Und was er so von seinen Studien= fahrten in die Nähe und die Ferne heim= brachte, was er in seinem Atelier zu seiner eigenen Freude und zu beständiger Ent= widlung seines reichen Talentes schuf. das stellte ein so beträchtliches Inventar dar, daß daraus eine überaus stattliche Nachlaßgusstellung sich komponieren ließ. Zuerst fand eine solche bald nach dem im Sommer dieses Jahres erfolgten Tode Braeggers in St. Gallen statt, veranstaltet vom dortigen Kunstverein, und sie hatte ein sehr erfreuliches Resultat. Der Gedanke, auch im Burcher Kunftlerhaus diese Studien und Bilder dem kunstfreundlichen

Publikum vorzuführen, lag um so näher, als wie gesagt Braegger auch in Zürich als Lehrer tätig gewesen ist und in den Künstlerkreisen die beste Erinnerung hinterslassen hat.

Bolle 177 Nummern umfaßte die Aus-Blumenstücke, Landschaftliches, Tierstudien — namentlich die Ziege war ein Lieblingsobjekt Braeggers — legten Zeugnis ab von dem reichen Können und Schaffen des Künstlers, von seinem fein funktionierenden Farbenfinn, seiner safti= gen Pinselführung, seinem sichern Geschmad. Famos ist, wie auf einzelnen Studien der malerische Vortrag sich in freiem, fräftigem impressionistischen Strich ergeht. Und angenehm fällt auf der intime Natursinn, der jedem Objekt ebenso emsig und treu nachgeht, wie er bestrebt ist, die wechselnden Stimmungen in der Landschaft nach Jahreszeit und Beleuchtung genau festzuhalten.

So ergab sich denn ein sehr erfreuslicher Gesamteindruck, und es berührte in hohem Grade wehmütig, daß diese reichsbegabte Individualität so frühe schon der Kunst verloren gehen mußte. Eine Freude dagegen war es, daß manches Stück der Kollektion in Zürich seine Liebhaber fand; auch die Kunstgesellschaft erwarb für ihre Sammlung eine trefsliche Arbeit des synspathischen Künstlers

Die Exposition Municipale in Genf. II.

Heute einige Notizen an Hand des Katalogs: Amiet bleibt stets das Alpstrücken des Bürgers. Ob wir uns je ganz mit ihm absinden können! Daß er die eigenartigsten Farben im ganzen Salon besitzt, darüber ist man sich bald einig und man berauscht sich an ihrer wunderbaren Harmonie. Wenn er solche Töne in die Landschaft setzt, hat man wenig dagegen (glauben tut's ihm zwar keiner, daß sich in seinem Auge die Welt in diesen Farben spiegelt, aber wenn er Gesichter malt, die wie Landkarten ausschauen, dann fängt es an, uns ungemütlich zu werden. Ein schlimmes Beispiel: sein "Zwei Mädchen".

Gute Beispiele alle andern vier Bilder, die an der Wand hängen.

Von Bille, Sierre, sind famose Walliser Landschaften mit der ihnen eigenen scharfen Sonnenbelichtung zu erwähnen. Boiceau, Lausanne, hat sich Sascha Schneider auf seinen Schild geschrieben. "Douleur": ab= gestorbene Bäumchen brauchen nicht durch= aus rührend zu wirken. Bolens, Aarau, und Schmidt, Genf, haben Hodler zu sehr über die Achseln geschaut. Boß ist mit trübe stimmenden Landschaften vertreten. Burgmeier, Aarau, liefert aus= gezeichnete Borwürfe für Steindrucke. Eine Beffimiftin ift auch Martha Burthardt, Rapperswil, mit ihrem "Winter in den Bergen". Max Buris "O mein heimat= land" ist ein Oberländer-Anker mit stärkern Farben. Die unglückliche kaffeebraun-violette Frau "Femme couchée" von Cha= ch eux wollen wir in ihrem schweren innern Leiden nicht stören. Erfreulich ist Car= dinaux. Gein "schöner Berbsttag" darf sehr wohl Nachbar der Hodlerbilder sein. Chatelain, Basel, und Tieche, Bern, treffen glüdliche Motive und besitzen zu= dem eine einwandfreie Technik. Colombi nennen, heißt ihn kennen.

Ganz ausgezeichnet gefiel mir das kleine Bergbild von Elmiger, Luzern. Ebenso an erster Stelle ist Franzoni Filippo, Locarno, mit einem äußerst gut konzi= pierten Porträt seiner Mutter zu nennen. Die "jodelnden Sennen" von Geiger, Brugg, sind bedenkliche Gestalten, droben auf der Alpenzinne. Giacommetti hat sich nun auch zu der Strichmanier Amiets gewendet mit seinen "Jüngern von Emaus". Besser gefällt er uns aber in dem licht= übergossenen "Sommertag". Girardets Bild "Manon" würde auf jeder Zigarren= tiste Furore machen. Bon dem Waadt= länder Hugonnet sind weiche, zarte Landschaften ausgestellt. Riener, Bern. trägt vielleicht seine Farben zu ftark auf, hat aber ein entschieden gutes Bild mit seinem "Jurawintertag" gegeben. Rreidolf, München, zeichnet bekanntlich gut, hat aber dieses Mal keine Karben auf die Palette genommen. Link und

Mangold schneiden gut ab, ebenso Mener, Basel, und Morar, welch lettere beiden zarte Töne nach älterer Manier hinsetten. Paul Theophil Robert hat bei seinem "Frühling" an Hodler gedacht. Seine weibliche Figur ift in ihrer zarten Gestalt sein Eigentum, mahrend der geblumte hintergrund wiederum hodler gehört. Die "Serbstlandschaft" dürfte mit dem weißen Licht besser in den Sommer passen. Frit Widmann ift mit einem gang famojen "Regentag" vertreten. Sans Widmer, Brienz, gefällt uns in feiner "Familienbildstudie", die zwar etwas zu hart auf den hellen Grund gesett ift, bedeutend besser, als mit seinem matten "Brienzersee". Von Wieland sahen wir schon bessere Werke. — Von den Bild= hauern müssen wir erst Angst, Genf, er= wähnen mit seinem "Frühling": ein junges Knäblein, das von seiner müden Mutter, dem Winter, gehalten wird und seine ersten Schritte versucht. Von Bucher, Paris, sind zwei gut modellierte Werke aufgestellt; Siegwart hat vier Bronzen geschickt. Bibert ift mit zwei Porträtbuften vertreten, von denen besonders die des verstorbenen Nationalrates Vincent außer= ordentlich gut geraten ift.

Noch wären zweis, dreihundert Nummern zu erwähnen oder zu besprechen. Ich darf die Geduld meiner Leser nicht länger in Anspruch nehmen, handelt es sich doch vielfach um Namen und Werke, die man nicht näher kennt oder kennen zu lernen Gelegenheit hat. Nur noch einige Zeilen über Hodler, der auch dieses Mal die ganze

Ausstellung beherrscht. Die Kartons zu seinen Zürcher Fresken: immer wieder be= wundert man die strenge Geschlossenheit der Komposition. Das Organische seiner Gestalten, ihr Dasein um ihrer selbstwillen. ihr Nur-mit-sich-selbst-beschäftigt-sein teilen mit ihm im gleichen Maße doch nur die italienischen Primitiven: allerdings auch die Einseitigkeit. Dort ist sie seelisch, bei Hodler animalisch. Seine Gestalten atmen fast zu sehr, sie dampfen förmlich von Leben: die geschlagenen Eidgenoffen 3. B. Ein Gefühl: But, nicht Schmerg, nur Wut, nur beleidigte Leiber. Und die wo= genden flammenden Fahnen über den Köpfen! Nichts ist freskal großartiger ge= dacht; auch ein Puvis de Chavannes, Hod= lers berühmter Lehrer, wird kleiner da= neben, trot seiner viel seelischeren und darum tieferen Kunst. Hodler opfert alles dem einen und ein Mittelpunkt ist in seinen Werken, wie ein eiserner Ring jum Griff. zum Ansichziehen. Ein Emersonscher Repräsentant, ein Universalmensch ist er nicht, kein Vollender, wohl aber ein Anreger, der wie Masaccio seinen Buonarotti fin= den sollte. Unter seinen Sänden wird alles übermächtig, der Bildhauer Bibert 3. B., ein Gewaltmensch aus der Renais= sance und das edel gezeichnete, dahin= schreitende Weib zu einem Symbol der ewigen Bewegung. Mit ber Erinnerung an die unerhört lieben Kinderaugen seines "Mädchens", wollen wir Abschied nehmen von ihm und von den andern, die die Ausstellung zu einem so angenehmen Er= eignis gestalteten.

Literatur und Kunst des Huslandes

Berliner Theater: Reinhart hat im "Deutschen Theater" Shakespeares "Was Ihr wollt" gespielt. Diesmal endlich haben alle Kritiker das erkannt, was ich stets gesagt habe: Reinhart spielt nicht Shakespeare, weil er der größte Dichter aller Zeiten ist, sondern deshalb, weil er Stücke

geschrieben hat, in denen Reinhart seine ganze Kunst der Ausstattung walten lassen kann. Und Shakespeare klingt ja so literarisch. Sonst hätte auch Julius Freund den Text zu den bunten Bildern schreiben können.

Von weit größerer Bedeutung war die